

Leseprobe aus:

Anna McPartlin

Weil du bei mir bist



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Die dünne blaue Linie

Es war Anfang März, und es regnete. Die Wolken erleichterten sich mit der Heftigkeit eines Betrunkenen, der nach vierzehn Pints in eine Ecke pinkelt. Ich sah zu dem Milchglasfenster und fragte mich, wie dieser Platzregen sich wohl auf meine weiße Wäsche auswirken würde, die da draußen im Wind an der Leine flatterte. Dann sah ich wieder auf den Boden und bemerkte den sanften Gelbton in den Kachelfugen um die Toilette herum.

Männer, dachte ich. *Wie schwer ist es eigentlich, aufs Klo zu zielen?* Ich sinnierte kurz darüber, was es eigentlich zu bedeuten hatte, dass mein Freund zielsicher Billardkugeln versenken oder das Auto in eine briefmarkengroße Parklücke manövrieren konnte, er aber, wenn es darum ging, mit seinem elften Finger in eine große Schüssel zu zielen, das Augenmaß eines besoffenen Teenagers hatte. Ich spürte die Kälte des Badewannenrandes durch meinen Rock.

Drei Minuten.

Drei Minuten können ganz schön lang sein. Ich fragte mich, ob sie mir wohl auch so lange vorkommen würden, wenn ich gerade dabei wäre, eine Bombe zu entschärfen. Ich fing an, die Sekunden zu zählen, aber das wurde mir schnell langweilig. Der Spiegel musste mal wieder geputzt werden. Das würde ich morgen machen. Abwesend spielte ich mit dem Stäbchen, das ich in der Hand hielt, bis mir wieder einfiel, dass ich da gerade draufgepinkelt hatte. Schnell legte

ich es wieder hin. Ich wischte unsichtbare Fusseln von meinem Rock. Diese Angewohnheit hatte ich von meinem Vater, obwohl er natürlich keine Röcke trug. Das machten wir immer, wenn wir nervös waren. Manche Leute kneten ihre Hände; mein Vater und ich säuberten unsere Kleidung.

So richtig war mir diese gemeinsame Eigenschaft das erste Mal aufgefallen, als mein Bruder im Alter von siebzehn verkündete, dass er sich, statt Arzt zu werden, wie meine Eltern sich das vorgestellt hatten, für den Beruf des Pfarrers entschieden hatte. Meine Mutter, schwer gekränkt von dem Gedanken, ihren Sohn an einen abwesenden Gott zu verlieren, kreischte einen ganzen Abend herum, bevor sie zusammenbrach und sich vier Tage ins Bett legte. Mein Vater saß schweigend da und säuberte seinen Anzug. Er sagte keinen Ton, doch offenbar war auch er sehr enttäuscht. Wie ich mich erinnere, hat mich diese Sache damals nicht sonderlich interessiert. Als selbstsüchtige Teenagerin machte ich mir im Gegensatz zu meinen Eltern über Noels Werdegang herzlich wenig Gedanken, obwohl ich zugeben muss, dass mir die Vorstellung, einen Pfarrer in der Familie zu haben, ein bisschen peinlich war.

Wir hatten uns damals nicht viel zu sagen. Er war ein Streber, er las viel, hatte ein ernstes Wesen und pflegte sein politisches Bewusstsein. Er lernte ständig für die Schule, brachte den Müll raus, ohne darum gebeten worden zu sein, und war ein glühender *Doctor Who*-Fan. Er rauchte nicht und versuchte auch nie, als Minderjähriger an Alkohol zu kommen, wie übrigens auch nicht an Mädchen. Eine Zeit lang dachte ich, er sei schwul, aber ich gab diese Theorie wieder auf, als mir klar wurde, dass man interessant sein musste, um schwul zu sein. Aber jetzt waren wir erwachsen, und obwohl ich seine völlige Hingabe an den Allmächtigen bis

jetzt nicht verstand, hatten sich die Zeiten geändert, und all die Eigenschaften, die ihn früher als langweiligen Streber hatten erscheinen lassen, machten ihn inzwischen zu einer faszinierenden Persönlichkeit. Heute gehört Pfarrer Noel zu meinen besten Freunden.

Zwei Minuten.

Ich war sechszwanzig Jahre alt. Mein Herz war vergeben, und ich lebte mit meiner Sandkastenliebe John zusammen. Ich hatte die Freude, miterlebt zu haben, wie mein Liebster von einem blonden, blauäugigen, träumerischen Jungen zu einem blonden, blauäugigen, selbstbewussten Mann geworden war. Wir waren seit fast zwölf Jahren zusammen, und für mich war er ganz klar der Richtige. Seit dem College lebten wir glücklich zusammen. Wir hatten eine nette Wohnung – zwei Schlafzimmer, zwei Badezimmer, eine Küche und ein hübsches Wohnzimmer – ganz in der Nähe von Stephens Green. Sie war klein und roch manchmal muffig, war aber für die Lage erstaunlich billig. Meine Arbeit gefiel mir. Lehrerin war zwar nie mein Traumjob gewesen, andererseits betrachtete ich es durchaus als Vorteil, nicht von beruflichem Ehrgeiz gequält zu werden. Unterrichten war einfach eine ganz normale Arbeit. An manchen Tagen mochte ich die Kinder, an anderen nicht, in jedem Fall war es eine sichere Anstellung. Meistens war ich um halb fünf zu Hause, und im Sommer hatte ich drei Monate frei. John war noch an der Uni und schrieb an seinem Doktor in Psychologie. Außerdem schaffte er es, nebenbei an vier Abenden die Woche als Barkeeper zu jobben. Manchmal verdiente er dabei mehr als ich, und er behauptete, dass er von den Betrunknen mehr lerne als in den Seminaren an der Uni.

Wir waren glücklich. Wir waren ein ausgeglichenes, glückliches Paar. Wir hatten ein gutes Leben, gute Perspektiven

und gute Freunde. Eine Menge Leute würden sich solch eine Geborgenheit wünschen, wie wir sie uns gegenseitig gaben.

Eine Minute.

Meine Mutter hatte schon oft laut darüber nachgedacht, wann John und ich endlich heiraten würden. Doch ich sagte jedes Mal, sie solle sich um Sachen kümmern, die sie etwas angingen. Worauf sie dann bemerkte, dass ich sie sehr wohl etwas anginge und wir uns über die Grenze zwischen Privatsphäre und Mutterliebe stritten. Mit sechsundzwanzig fühlte ich mich zu jung für die Ehe, basta, obwohl mich meine Mutter ständig daran erinnerte, dass sie selbst mit vierundzwanzig schon zwei kleine Kinder gehabt hatte.

«Das waren andere Zeiten», sagte ich immer, und das stimmte ja auch. Die meisten Freunde meiner Mutter waren mit Mitte zwanzig schon verheiratet und hatten Nachwuchs. Ich stammte aus einer völlig anderen Generation. MTV hatte das Tanzorchester abgelöst. Während sie mit Folk aufgewachsen war, hatte ich zu Madonna die Hüften kreisen lassen. Bevor sie meinen Vater kennenlernte, bestand ein toller Ausgeh-Abend für sie darin, sich im örtlichen Tanzschuppen an der Wand rumzudrücken und zu hoffen, dass einer der Kerle sie zum Walzer aufforderte. Ich dagegen gehörte zur Disco-Generation. Übrigens war von meinen Freunden keiner verheiratet.

Dreißig Sekunden.

Na gut, das stimmt nicht ganz. Anne und Richard haben sich an der Uni kennengelernt. Sie ist das mittlere Kind einer Mittelstandsfamilie aus Swords und er der Sohn eines der reichsten Grundbesitzer in Kildare. Sie standen gemeinsam Schlange, um sich während der Orientierungswoche für die Theater-AG einzuschreiben. Sie kamen ins Gespräch, schrieben sich doch nicht ein und gingen lieber Kaffee trin-

ken. Seitdem sind sie unzertrennlich. Ein Jahr nach der Uni haben sie geheiratet. Wie auch immer, sie waren die Einzigen.

Clodagh, meine beste Freundin, seit ich vier bin, hat bis jetzt noch keine Beziehung länger als vier Monate durchgehalten. Sie war an der Uni zu einer ehrgeizigen, intelligenten und hart arbeitenden Karrierefrau geworden und schaffte es, sich in einer großen Werbeagentur innerhalb von drei Jahren zur Leiterin der Kundenbetreuung hochzuarbeiten. Bei ihr klappte einfach alles, nur ihr Liebesleben nicht, und dieses offensichtliche Versagen war ihr schmerzlich bewusst.

Dann war da noch Seán, Johns bester Freund, dunkelhaarig, melancholisch, kühl und schön. Clodagh nannte ihn den «fleischgewordenen David». Er hatte nicht nur achtzig Prozent der Studentinnen am Trinity College, sondern nebenher auch noch ein paar Dozentinnen flachgelegt. Seine bisher längste Beziehung dauerte einen Sommer, den wir alle gemeinsam in New Jersey verbrachten – mit einem amerikanischen Mädchen namens Candyapple (doch, so hieß sie wirklich, kein Spaß). Sie war der Inbegriff eines milchkaffeebraunen, dunkeläugigen, großbusigen, schmalhüftigen Albtraums. Sie hatte langes, gelocktes braunes Haar, das Anne irgendwie an Brian May, den Gitarristen von Queen, erinnerte. Seán nannte sie «köstlich»; wir anderen nannten sie «Brian». Sie blieben sechs Wochen zusammen. Nach der Uni und ein paar Fehlstarts fiel er auf die Füße und wurde Redakteur bei einem Männer-Magazin. Seine Schlagfertigkeit, seine aufrichtige Fußballvergötterung und seine enzyklopädischen Kenntnisse der weiblichen Sinnlichkeit garantierten ihm dauerhaften Erfolg. Eine Beziehung war ihm nicht wichtig, und Ehe oder Familie gehörten garantiert nicht zu seinen Prioritäten.

Zehn Sekunden.

John fühlte sich mit unserem Leben vollkommen wohl. Man kennt ja diese selbstgefälligen Paare, die man sofort hasst, wenn man sie zum ersten Mal sieht. John konnte genau diese Art Selbstgefälligkeit ausstrahlen. Es störte ihn offenbar nicht, dass Seán während des Studiums eine Frau nach der anderen rumkriegte. Es machte ihm nichts aus, dass er selber sein Leben lang nur mit einer einzigen Person Sex gehabt hatte. Er war zufrieden, wurde geliebt, war glücklich. Er war eine Ausnahme. Wir waren eine Ausnahme.

Als wir das erste Mal miteinander schliefen, waren wir sechzehn. Wir waren zelten in den Bergen von Wicklow. Es war eine warme Sommernacht, keine einzige Wolke war zu sehen. Der Vollmond strahlte rund und hell, der Himmel war mitternachtsblau und samten, die Laubkronen der Bäume ragten über uns auf und rochen nach Sonne. Kein Wind, nicht mal ein Hauch, die Welt schien stillzustehen. Wir hatten ein kleines Lagerfeuer, einen Picknickkorb, eine Packung Kondome und eine Flasche Wein, an dem wir beide kaum nippten, weil unsere unterentwickelten Geschmacksnerven die fruchtige Frische für ranzigen Mist hielten. Aus dem Knutschen wurde Fummeln, dann sehr heftiges Fummeln, dann erhitztes Rubbeln der Geschlechtsteile, und ein Hymen später lagen wir einander in den Armen, sahen zu den Nikotinflecken an dem blauen Nylonzelt hoch und fragten uns, warum um diese Sache eigentlich immer so ein Theater gemacht wurde.

Aber Clodagh hatte mich bereits vorgewarnt. Sie hatte mir schon gesagt, dass nur die Übung den Meister macht. John und ich schafften es ganze viermal, bevor wir stolz, glücklich und voller Geheimnisse nach Hause zurückkehrten.

Fünf Sekunden.

Ich war noch nicht so weit. Mir war schlecht, und ich betete, dass es am Stress lag und keine Morgen-Übelkeit war.

Verdammter Mist. Was soll ich machen? Ich will kein Kind. Ich will nicht heiraten. Ich will mich nicht fühlen, als wäre ich meine eigene Mutter, bevor ich was vom Leben gehabt habe. Ich will was unternehmen, auch wenn ich nicht genau weiß, was. Ich will neue Orte kennenlernen. Ich bin noch nicht so weit.

Ich hatte John weder gesagt, dass meine Periode seit zwei Wochen überfällig war, noch dass ich einen Schwangerschaftstest gekauft hatte. Normalerweise hatte ich keine Geheimnisse vor ihm, aber sicher war es richtig, ihn in diesem Fall nicht mit einzubeziehen.

Warum ihn unnötig beunruhigen?

Das Problem war nur, dass ich gar nicht sicher war, ob er überhaupt beunruhigt wäre. Er lächelte, wenn meine Mutter uns mit Fragen bezüglich Heirat und Kinderkriegen löcherete. Er betrachtete versonnen ein sabberndes Kind im Supermarkt, während ich mich ungeduldig zwischen den Leuten durchdrängelte und bloß so schnell wie möglich wieder mit unseren Einkäufen abziehen wollte.

Zwei Sekunden.

Er wäre begeistert, das ahnte ich. Und schlimmer noch: Er würde das Baby wollen. Es gäbe kein ratloses Stirnrunzeln, und es wären keine tränenreichen Entscheidungen zu treffen. Es gäbe nur Begeisterung und Pläne und Bücher und Babykleidung. Mir war schlecht.

Ich bin noch nicht so weit.

Meine Hände zitterten, als ich das Stäbchen umdrehte.

Bitte, sei nicht blau, bitte, bitte, sei nicht blau!

Meine Augen waren geschlossen, obwohl ich mich gar nicht erinnerte, sie geschlossen zu haben. Ich seufzte schwer, und das erinnerte mich daran, dass ich ja rauchte, also legte ich

das Stäbchen weg und ging schnell ins Schlafzimmer, um die Zigaretten zu holen. Ich kam zurück und zündete mir eine an. Wild entschlossen zu genießen, atmete ich den Rauch tief ein – konnte ja schließlich meine letzte Zigarette für eine lange Zeit sein. Ich beschloss, die Zigarette ganz zu Ende zu rauchen, bevor sich meine Zukunft offenbaren würde. Diese Idee gab ich allerdings auf, als ich Johns Schlüssel in der Haustür hörte. Hastig hielt ich mit der einen Hand die Zigarette unter den Kaltwasserhahn, während ich mit der anderen wie irre herumwedelte, damit der Rauch sich auflöste, der in Schwaden in dem engen Raum hing. Ich hörte, wie er die Treppen herauf in Richtung meines Verstecks kam. Ich hatte keine Zeit mehr.

«Emma!»

«Ich bin hier drin!», rief ich, und meine Stimme klang ein bisschen zu schrill.

Er drückte die Klinke runter. Hilflos starrte ich auf die Tür und versteckte das Stäbchen im Ärmel meines Pullis. Es war abgeschlossen. Ich seufzte vor Erleichterung.

«Warum ist die Tür abgeschlossen?», fragte er misstrauisch.

«Ich schließe doch immer ab», log ich in der Hoffnung, dass er kurzfristig das Gedächtnis verloren hatte.

Hatte er aber nicht.

«Nein, das machst du nicht», sagte er und drückte immer noch die Klinke herunter.

«John», sagte ich streng, «kannst du mich nicht mal eine Sekunde in Ruhe lassen?» Ich hörte ihn ins Schlafzimmer gehen. Er murmelte irgendetwas, dass ich unausstehlich sei, wenn ich meine Tage hatte.

Schön wär's!

Ich setzte mich wieder und drehte das Stäbchen um. Ich sah es eine ganze Weile an. Ich umschloss es mit der Hand und

sah wieder hin. Ich biss mir so fest auf die Lippe, dass es wehtat. Ich öffnete die Finger und sah auf ein herrlich weißes Testfensterchen. Nicht die Spur von Blau. Ich ging zum Fenster, um besseres Licht zu haben. Nichts. Es war leer. Keine blaue Linie. Ich hatte mein Leben zurück. Ich war nicht schwanger. Ich war nicht mal ein bisschen schwanger. Ich war nur spät dran, und ich war zu einer Party eingeladen.

Danke, lieber Gott!

Als Richards Großvater mit einundneunzig Jahren starb, hinterließ er Richard einen sehr großen Anteil seines Grundbesitzes und machte ihn damit extrem reich. Aus diesem Anlass sollte eine Party gefeiert werden, eine «Erbschaftsparty». Anfänglich hielt Anne diese Idee für ziemlich geschmacklos. «Er war ein sehr alter Herr, der nach einem erfüllten Leben voller Liebe und Erfolg gestorben ist. Warum sollte es da respektlos sein, euer Glück mit einer Party zu feiern?», hatte ich sie gefragt.

«Außerdem waren wir schon so lange auf keiner Party mehr», lautete Johns Beitrag zur Debatte.

«Abgesehen davon hatte mein Großvater viel Sinn für Humor. Er hätte diese Idee großartig gefunden», sagte Richard, der seinen neuen Reichtum unbedingt in großem Stil genießen wollte.

«Die Idee ist phantastisch! Wir können sein Leben feiern und die Tatsache, dass gute Freunde von uns steinreich sind», verteidigte auch Seán den Plan.

Schließlich kapitulierte Anne, und so kam es dazu, dass der Tag, an dem ich feststellte, dass ich kein neues Leben auf die Welt bringen würde, der Tag war, der mein eigenes Leben für immer veränderte.